

Wie ich meinen Oheim mit meiner Braut verlobte.

Von Reinhold Franke.

Als mein Onkel Rasmus von seiner zweijährigen Reise nach Japan zurückgekehrt war, erhielt er einen Urlaub von acht Wochen, den er natürlich bei uns verleben wollte.

Am meisten Spaß aber machte Allen ein Bild. Mein Oheim hatte sich in Yokohama in einem Kutschwagen mit dem dazu gehörigen Kuli fotografieren lassen.

Ohm Rasmus erklärte ihr die Bedeutung des Wortes und fuhr dann fort: "Wir müßten nicht recht, was wir den ganzen Nachmittag an Bord anfangen sollten."

Er möchte sich wohl erst die Geschichte anhören, sagte meine Mutter. "Ach, was ihn interessiert, erzähle ich nachher noch einmal," meinte mein Oheim und winkte mit den Augen.

Jah weiß schon Mutter," sagte ich in überlegenem Tone, "es wird wohl eine Geschichte von einer Braut sein, die Ohm Rasmus in Japan sitzen gelassen hat, und die soll ich nicht mit

anhören. Mich werdet Ihr doch nicht bösem machen wollen. Als ob ich nicht — doch ich unterbrach mich schnell, denn ich wollte eben sagen, als ob ich nicht auch eine Braut hätte."

"Als ob Du nicht?" fragte mein Oheim boshaft. "Als ob nicht alle Obertertiarier eine Braut hätten!" erwiderte ich verlegen.

"Nun," sagte meine Mutter lächelnd, "da sollst Du ja erst nächstes Jahr hinkommen, wenn Du recht fleißig bist."

"Aber man kann darum doch schon jetzt Bescheid wissen, was eine Braut ist," meinte ich.

"Und was denn, mein kleiner Negroß und Klugschnabel?" fragte mein Oheim freundlich.

Ich sah ihn erstaunt an. "Das werde ich Dir doch nicht erst zu sagen brauchen. Aber damit Du siehst, daß ich's weiß, will ich's thun. Eine Braut ist ein Mädchen, das man heiraten will."

"Nun, das ist doch ein tüchtiger Kerl, meint unser Oberlehrer, wie hätte er sonst der Freund des weisen Sokrates sein können!"

So, so," sagte mein Oheim lachend, "nun, dann wirst Du wohl Oheim nach Obertertia kommen und Dir auch eine Braut anschaffen können. Jetzt aber rasch, und bestelle Alles richtig."

gen, daß das Fuhrwerk unsere Schwärmerie verdiene. Wir sausten damit durchaus nicht davon, sondern schon nach drei Schritten mußte der Kuli stehen bleiben und sich verschauen.

Aber es ging doch für den Anfang, und nachdem wir noch einige Verbesserungen besprochen hatten, schoben wir es hinter die Laube und die Hinterräder in den Holzstall, in dem sich unsere Waffensammlung und der Verschlag mit den eingemachten Reptilien befand.

Meine Mutter lachte. "Sie wird schon Zeit haben, Rasmus, verlass Dich darauf und laß nicht gleich die Nase hängen."

Während nun Alle in der Laube saßen und plauderte, schlenderte ich müßig auf der Straße vor dem Hause auf und ab und wartete auf Fräulein Hedwig. Richtig, da kam sie. Sie sah aber gar nicht so lustig aus wie sonst. Ich eilte ihr entgegen und rief: "Das ist nur gut, Fräulein Hedwig, daß Sie kommen, der Kaffee wartet schon auf Sie!"

Ein Kutschwagen. Wir haben uns ein Kutschwagen gekauft. Es ist noch roh; aber wenn erst eine Polsterbank darin ist, und wir leichtere Räder daran haben und eine andere Deichsel, nicht so ein dummes Ding, das immer gleich in die Höhe schlägt, wenn man sich hinten überlegt, dann wird's fein!"

Ich habe nicht gewußt, daß mein Oheim einen Affen hat," sagte ich. "Nun gehe nur wieder nach Hause, lieber Rudolf." Ich nehme Alles zurück, was ich vorher sagte, und ich liebe ihn um Verzeihung bitten, daß ich ihm auch nur einen Augenblick so etwas habe zutragen können!"

Da öffnete sich die Thür und mein Oheim stand auf der Schwelle. "Hedwig!" rief er und breitete die Arme aus. "Grasmus!" Ich stand sprachlos. Meine Braut läßt sich von einem anderen Manne umarmen?

schändlich, schändlich! Das hätte ich ihm nicht zugetraut, ihm zu allerletzt von allen Menschen!"

Sie eilte davon. Ich war wie von Donner gerührt. Das war wirklich niedrig gehandelt von Oheim Rasmus. Und mit Thränen des Schmerzes und Jornes eilte ich in die Laube.

Mein Oheim wurde ganz lebergelb im Gesicht. "Bist Du nützlich, Rudolf?" rief er, was faßest Du da?"

Verlegen sah ich mich um. "Geh nur, geh nur!" sagte Herr Eberhardt. Ich ging und fand Fräulein Hedwig in Thränen. Mir fiel nicht ein, womit ich sie hätte trösten können.

Ich glaube, Rudolf, wir sind Beide herzlich dumm gewesen."

"Wie so denn?" fragte ich verlezt. Sie zeigte mir das Bild. "Das ist ja gar kein Mensch, das ist doch eine Meerkatze."

Ich wollte Dir sagen, daß Fräulein Hedwig eigentlich meine Braut ist."

"Einen Hertulesläfer, Oheim?" rief ich und slog an seinen Hals, d. h. von der Seite; denn vorn befand sich Fräulein Hedwig.

Nein, ich verzichte, Ohm; aber das mit dem Hertulesläfer stimmt doch?"

Teufelsfontein.

Eine Transvaalgegend von K. Fleming.

Vor fünfundsiebzig Jahren stand draußen vor der Cap-Stadt ein Wirtshaus, in dem Boeren und englische Squatters, die vom Innern zum Markttag zogen, sich die ersten städtischen Genüsse leisteten.

Er hat sich noch nicht recht an das fürstliche Leben gewöhnt, das wird sich aber schon geben — Zeit hat er, nach menschlichem Ermessen, zum Angewöhnen, denn er ist erst dreißig Jahre alt.

Es war also vor fünfundsiebzig Jahren, da ritt ein Wandbetter aus jenes Wirtshaus zu. Wynheer van Leyden, der gasliche Wirth, trat vor die Thür und wollte den Fremden mit jenem Gruß zum Trunke bitten, da schwante derselbe im Sattel und fiel in die Arme des Wirtes.

Er wurde im Kirchhof der Namenlosen begraben. Jahre lang noch harrten fern in Europa die Lieben eines jungen deutschen Gelehrten auf dessen Rückkehr aus Südafrika, wohin er auf eine geologische Expedition gezogen.

Reiner wußte, weshalb Kaspar von Leyden binnen Wochenfrist Haus und Hof um einen Schleiherpreis hingeeben hatte und spurlos verschwunden war.

Zwei Monate später traf ein neuer

Anfieder in Witwatersrand ein, der sich Piet Falk nannte, aber dem verschwundenen Kaspar von Leyden zum Bestwecheln ähnlich sah — nun, wir haben ja keine Geheimnisse, Piet und Kaspar waren dieselben. Damals weideten Kinder, wo heute Opernhäuser und Banken stehen und elektrische Straßenbahnen laufen. So blieb denn Kaspar oder Piet um so weniger beachtet, als er sich die schlechteste Farm aufsuchte, die weit und breit im Rand zu finden war.

Seine Breterhütte wurde selbst von den einsamen Boeren gemieden — war ihm übrigens ganz recht.

Seine Gesinde verlief sich, als er nicht mehr zurückkehrte und im ganzen Rande konnte man sich sein Verschwinden nicht erklären.

Gold war gefunden worden und mächtige Hochwerke hatten die friedlichen Heerden verschluckt. An der Stelle von Blockhütten erhob sich Paläste mit ionischen Säulen, und ein samer Geneser ein kostbares Labfal gewesen, floß der französische Sekt in Spiegelfallen. Schaarweise strömten sie in das neue Goldland, unerhörte Reichtümer zu finden.

Ein Abend war Jan auf der Jagd gewesen und kam durch eine Bergschlucht hinunter, die er selten betreten hatte, nicht weil er den Teufel fürchtete, der nach der Aussage jedes braven Boeren dort hauste, sondern weil die Schlucht von seinen Wegen ablag.

Das Schlagen von dem Sturmwind in's Gesicht, heiße, dicke Regentropfen peitschten ihn, und mit größlichem Schmettern fuhren die Donnererschläge herab. Jan suchte unter einer Akazie Schutz, aber das half nichts, und so troch er an der Wand der Schlucht hinan, in der Hoffnung, sich unter einem Felsblock bergen zu können.

Wie es das Gesicht wollte, stieß er auf einen klaffenden Gang, der sich in die Bergwand hineinog, und hier hinein kroch er, um vor dem Sturme geschützt, das Ende des Tobens abzuwarten. Wenige Minuten nur hatte er da geseßen, als mit lautem Donnergeroll wieder ein Blitz die Umgebung bläßhlauf erleuchtete.

Jetzt traf ein Blitz sein Auge, der ihm einen lauten Entsetzensschrei abpreßte und ihn einer Ohnmacht nahe brachte. Hart neben ihm, daß er ihn mit der Hand berühren konnte, lag ein menschlicher Schädel und grinste ihm im erneuten Blitzleuchten an. Jan hatte seinen eigenen Schrei gehört und stugte, um dann in ein lautes Gelächter auszubrechen. Er fürchtete, wie gesagt, den Teufel nicht, und hatte schon manden Toten gesehen.

Zimmerhin wurde er wieder etwas nachdenklich, als er sich überlegte, wie wohl der Mann in dem seltsamen Gange zu Tode gekommen sei. Als sich der Sturm verzogen hatte, bedeckte er pietätvoll den Schädel mit dem Geröll, das umherlag, und steckte, wie zum Anbenden, einen Stein in die Lücke. Er dachte sich nichts Bestimmtes dabei und bat sich in späteren Jahren dergeblich gefragt, wozu er eigentlich den kleinen Blod mitnahm.

Als er seine Hütte betrat, fand er einen Fremden, der vor dem Umwetter hineingeflüchtet war. Der Mann war für Wind und Wetter ausgerüstet, aber europäisch gekleidet und trug einen Stahlhammer und gelehrt aussehende Instrumententaschen. Jan lud ihn ein,